

Stavros und der Berg der krachenden Hölzer

Ankünfte sind Abreisen und Wiederbegnungen. Oft sah ich Iraklions Empfangsfläche mit Sonne und leichtem Geruch nach Kerosin. Dann auch Chania, diese Puppenstuben-Ausgabe eines Airports. Und einmal der Schock: Kein Mietwagen da, obwohl vorbestellt nach bester deutscher Manier, damit alles reibungslos ablaufe. Und immer wieder vergesse ich im Laufe eines Jahres, dass Kreta Reibung braucht und viel Reibung hat.

Nach einer Stunde geduldig zur Schau getragenen Wartens siegt der Zorn. Ich kontaktiere die Autovermietung. Keiner weiß was, keiner da, alle tot, fort, unabkömmlich. Ich schimpfe und rege mich auf. Ich fühle die Blicke der Einheimischen im Flughafengebäude neugierig auf mir ruhen. In Ordnung, Kreta. Ich bin noch nicht angekommen. Ganz ruhig bleiben, Muskelentspannung, erst mal einen Mokka am Flughafencafé. Der ist nicht nur stark, er hilft auch. „Hallo Taxi“! Wär doch gelacht. Ich brauche kein Mietauto. Ich doch nicht! Ein gemurmelt Stavros, ein kaum sichtbares Nicken. Das Abenteuer beginnt. Die Landschaft entfaltet sich wie eine eingemottete Strohlume. Braun und Gelb. Die aufgestellten Landschaftskulissen fliegen vorbei. Ralley Akrotiri. Der Fahrer gewinnt.

Was? Keine Umarmung der Straßenrandblumen, kein Empfangskomitee mit kleinen Häppchen? Das gute, alte Stavros mit seinen staubigen Straßen und uralten Wegweisern. Der distelgesäumte Weg auf dem bequemen Beifahrersitz zum Hotel. Und dann bekomme



ich doch noch meinen Empfang: Das Meer rollt einen himmelblauen Teppich für mich aus. Ich betrete mein Zimmer im 1. Stock: Blick auf die West- und die Ostseite der Bucht, sehe den „Sorbas-Berg“ und einen Teil des weiten, offenen Wassers. Der Schlüssel sperrt nicht, die Toilettentüre lässt sich nicht schließen, der Kühlschrank brummt wie eine asthmatische Katze. Für all dies spendiere ich reichlich Trinkgeld. Ich bin angekommen.

Der kleine Sandstrand ist immer noch klein und von deutschen Urlaubern mit ihren Kindern beschlagnahmt. Das Hotel selbst ist nur halb gebucht. Platz also für mein Ego. Die Taverne, in der ich mit Renate immer zu Abend gegessen hatte, stemmt sich gegen Meereswellen. Gegen den ewigen Meltemi eine Glasveranda. Gegen die ewigen Mücken eine Glastür. Ich bin kein Glasesser. Ich genehmige mir ein Bier und ein Tsatsiki im Freien und ignoriere den Hinweis der hübschen Bedienung auf den Glaspalast. Blick auf den Berg und übers Meer gibt es gratis. Es dauert nicht lange, bis die hektische Zeit



einfriert. Sonne, Meer, das gute Essen, die Sicherheit: Der Berg bleibt noch eine ganze Weile an seinem Platz. Kein Glaube wird ihn versetzen. Irgendeiner der übriggebliebenen Götter hat was gegen mich und sendet eine Flugstaffel Moskitos in meine Richtung. 47 Stechmaschinchen, schätze ich. Ich erledige fünf, dann hebe ich die Hände und kapituliere. Sehe ich im Gesicht der Bedienung ein geheimnisvolles Grinsen? Sie nimmt mir die benutzten Teller, mein Geld und auch meine Entscheidung ab. Ich gehe.

Irgendwann, nach tausend Jahren, wandere ich zu den Zorbas-Villages. Déjà vu. Neckisch, kleine, verspielte Reihenhäuschen. Ich erkenne unsere ehemalige Hundehütte, genannt Ferienhaus, die gleich neben der Rezeption lag und liegt. Das Strandlokal ist ebenso noch da wie die große Eisenschlange am Kinderspielplatz. Dann reizt mich die Gegend so sehr, dass ich zu Fuß über die Straße, vorbei an der Natogrünen Radaranlage Richtung Stavros-Bergseite gehe. Der

Sandstrand dort, der früher enorm frequentiert war, ist fast leer. Ich gehe am Strand entlang, wieder zurück zum Blue-Beach.

Gar nicht so einfach, im Sand zu wandern. Große Flächen von schwarzen, total durchlöcherten Steinen am Meer, fast eine Mondlandschaft. Menschenleer, hier und da ein, zwei Hütten mit Schilf gedeckt. Ein paar vergessene Alt-Hippies, die am Strand mit Rotwein und Tsikoudia die Vernichtung der Zeit feiern, Möwen, ein streunender, gelber Hund.

Mehrfach spüre ich die Jahre, die meine Ausdauer gefressen haben, muss rasten, strecke mich im tiefen Sand aus. Die Beine schmerzen, die Lunge sticht, der Sand kitzelt zwischen den Zehen. Über mir der unbewegliche, gefleckte Himmel. Um mich herum rauschender, rauschhafter Stillstand. Der Sand mit seinen leichten Hügeln und das Dünengras: Als hätte ein Riese ein Urlaubsfoto neben das Meer gelegt. Das Blut pocht in den Schläfen. Ich sehe den kleinen Zug der Bergarbeiter, höre sie die kretische Freiheits-Hymne „Pote tha kani xasteria“ singen, die schwarzgekleideten Frauen winken ihnen von den Feldern her zu. Eselgeschrei, stürmischer Wind von der See her. Und die Wolken verschwinden, so wie das Lied es ersehnt. Aber auch meine Traumbilder verschwinden und ich stemme meine Füße wieder fest in den verschwimmenden kretischen Uferboden.

Über sanft ansteigende Phrygia-Landschaft komme ich am Hotel an. Ausgelaugt, glücklich. Die Sonne geht unter, nicht bilderbuchhaft, einfach so, wie immer. Ein Blick auf den Berg, diese liegende, empfangende Frau. Die Welt liegt immer in den Wehen.

Brief an Patrouklos

Während ich Deine Zeilen über Ostkreta lese und im Geiste dort bin, mich an Sitia erinnere, an meinen schweißtreibenden Aufstieg zur Festung, die dann geschlossen war und den Rückweg durch stille Gassen, das Mädchen, das heulend aus einem der niedrigen Türen ins Freie rannte und dann, mich wahrnehmend, mit viel Selbstbeherrschung still und in sich hineinleidend weiterging, während ich also...

Mehr aber noch. Die kleine, beängstigend dürre Katze, die in einem der vielen Hauseingänge lag, rostrot, aber selbst diese selbstbewusste Farbe war verblichen wie ein Foto, das zu lange in der Sonne gelegen hat. Und dieser leblose Blick aus den kleinen Augen. Hilflos. Erkenntnislos. Hoffnungslos. Los. Los von dieser Welt, wollten diese graugrünen ausgebleichten Augen sagen. Der Körper nur noch ein Fell, um ein Gerippe gewickelt. Manchmal, lieber Freund, fühle ich mich wie diese Kretamieze. Und ich weiß noch, wie schlecht das Essen war an der Touristenmeile am Ufer und ich weiß immer noch nicht, warum ich stets diese Lokale ansteuere und nicht zwischen den Gassen suche, wo Einheimische vor den Lokalen hocken und ihre stoische Lebensweise zur Schau stellen.

Und ebenso weiß ich nicht, warum ich Jahr für Jahr diese Insel aufsuche, gierig an Land gehe, kaum, dass das Flugzeug die Türen geöffnet hat. Als sei ich ein Schiffsbrüchiger, der sich an diese Felsen krallt, diesen Sand als Verheißung ansieht, jeden dürren, müden Strauch als Rettung sieht.

Immer noch suche ich diesen Einen, der ich einst war, der – in-



zwischen Stein und Strauch geworden, Sand und Meer – dieses schwankende Land beging, die Urwelt teilend, die Grenzen zwischen Himmel und Meer verwischend wie eine Gischt, vom Bugspriet eines gewaltigen Schiffes das Land bestäubend. Ach Freund, soviel Getue um ein bisschen Heimweh nach diesem fernen, nahen, kleinen Stückchen Erde.

Finde ich ihn noch, den Einen? War es wirklich ein Jägerpfeil, der ihn erlegte. War es nicht so, dass er, Heilkräuter sammelnd - die Dunkelheit hüllte ihn schon ein wie ein Leichentuch - die Tür zu diesem Dorfgasthaus aufstieß, hungrig und durstig dem Duft nach Treberschnaps und Hammel am Spieß nachstolperte? War es nicht oben in Zoniana? Fingen sie ihn nicht auf, die feuchten und fröhlichen Gäste